



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niemann, August: Bakchen und Thyrosträger : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Bakchen und Thyrsosträger.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)

Das Recht der Übersetzung vorbehalten. Nachdruck verboten.



Der alte Herr entgegnete: Ja, das ist recht hübsch, aber ich glaube, Tyndall käme sehr in Verlegenheit, wenn man ihn fragte, was Atome sind. Übrigens dehnt die Wärme nicht immer aus. Das Wasser erreicht bei vier Grad Celsius den höchsten Grad seiner Dichtigkeit. Es dehnt sich bedeutend aus, wenn es zu Eis kristallisiert, und zieht sich zusammen, wenn es schmilzt. Tyndall gesteht, daß dem Naturforscher zur Lösung dieses Geheimnisses seine Studien keinen Schlüssel bieten. Das Wasser spielt nun eine nicht ganz unbedeutende Rolle im Haushalt der Natur, und ich glaube, daß wir von Einsicht in die Geheimnisse der Welterschöpfung noch ziemlich weit entfernt sind, so lange wir nicht einmal bei diesem uns so naheliegenden Element die gewöhnlichen Erscheinungen erklären können.

Aber über das Licht haben wir doch die interessantesten Aufschlüsse gewonnen. Ich dachte, die Erkenntnis stünde fest, daß es Schwingungen des Äthers sind, die das Licht erzeugen.

Der alte Professor lachte. Lieber junger Freund, sagte er, kein Mensch weiß, was der Äther ist, kein Mensch weiß, ob es überhaupt einen Äther giebt. Dieser sogenannte Äther ist nichts als die Phantasie irgend eines erklärungs-süchtigen Herrn, dem es die andern nachgesprochen haben. Es giebt über das Licht noch mehrere andre Theorien, die eben so vage sind wie die Undulationstheorie, aber keine kann z. B. erklären, wie eine Art von Übertragung des Sonnenlichts auf andre Körper stattfinden kann, so daß diese selbstleuchtend werden. Ich habe mir da eine sehr praktische Streichholzbüchse gekauft, die bei Nacht leuchtet. Das Ding wirft alle Theorien um.

Aber mit dem Magnetismus und der Elektrizität ist es doch anders, sagte Ephraim schüchtern, da sind doch exakte Forschungen zu verzeichnen. Ich sollte denken, Magnetismus und Elektrizität spielten eine ungeheure Rolle selbst auf allen Gebieten des praktischen Lebens.

Gewiß, erwiderte der Professor, man macht sehr nützliche Sachen damit, aber kein Mensch kann diese Kräfte erklären. Airy, der berühmte Direktor der Sternwarte von Greenwich, der im Gebiete des Magnetismus gewiß zu Hause ist wie nur einer, gesteht ehrlich ein: Wir besitzen keine Kenntnis und keine plausible Theorie des Stahl- und Eisenmagnetismus, weder von der permanenten Verteilung des Magnetismus in einem Stahlmagnet, noch von der temporären Verteilung desselben in einer Eisenstange. Bis wir eine solche Kenntnis erlangt haben, können wir dem Magnetismus den Anspruch, eine physikalische Wissenschaft zu heißen, nicht zuerkennen. Was die Elektrizität betrifft, so erklärte Faraday, nachdem er in vierzigjähriger Arbeit der Welt die wichtigsten Entdeckungen geschenkt und vier dicke Bände über Elektrizität geschrieben hatte, einem Herrn, der in fragte, was Elektrizität sei: Da hätten Sie mich vor vierzig Jahren fragen sollen; jetzt habe ich eingesehen, daß ich es nicht weiß.

Ephraim schwieg ganz bestürzt still, und er fragte lange Zeit gar nichts mehr. Dann schöpfte er noch einmal Mut und sagte: Gestern hörte ich in der Vorlesung des Herrn Professors Meyerbeer, der Gedanke sei eine Bewegung oder Umsetzung des Hirnstoffs; die Vorstellungen würden vom Gehirn in ähnlicher Weise ausgeschieden wie die Galle von der Leber; mit dem anatomischen Messer lasse sich die Seele stückweise weg schneiden und . . .

Mein junger Freund, unterbrach ihn der alte Heer, indem er seine Uhr zog, es ist jetzt die Zeit, wo ich mit einigen Kollegen zu segeln pflege. Ich rate Ihnen auch eine solche Bewegung an. Sie stärkt den Arm und damit auch den Hirnstoff.

Ephraim erhob sich, indem er errötete.

Nicht wahr, mein junger Freund, sagte der Professor mit einem kaustischen Lächeln, indem er Ephraims Hand ergriff und gleichsam mit einem entschuldigenden Druck festhielt, es ist verlegend für einen fühlenden Mann, wenn er sehen muß, daß die Natur alle Achtung vor der Gelehrsamkeit verleugnet? Sind doch die Wissenschaften von berühmten Männern mit schönen Titeln gemacht! Aber ich denke, die gelehrten Korporationen thun sich nächstens einmal zusammen und jagen die Natur mit Schimpf und Schande aus dem Lande. Sie ist ein Skandal für die Wissenschaft.

Ephraim ging nach Hause und versank in tiefes Grübeln. Da hörte er von drüben seinen Freund Adolf Schaible Webers Aufforderung zum Tanze spielen. Er fing an zu lachen. Wie sagt doch Meister Gottfried von Straßburg?

Das süße Leid, die bittere Lust,
Das Herzensglück, die bange Not,

Das selige Leben, leiden Tod,
 Den leiden Tod, das selige Leben:
 Dem Leben hab ich mich ergeben,
 Der Welt will ich ein Weltkind sein.

Sechstes Kapitel.

Das korinthische Mädchen.

Bald hab ich nichts, bald hab ich alles — ach!
 So leb ich traurig — glücklich Tag für Tag.

Flörchen Schaible und ihre Familie erschwerten dem guten Ephraim seinen Vorsatz, das Leben zu genießen, in keiner Weise. Sie waren von der bequemsten Umgänglichkeit. Ohne jemals in England gewesen zu sein und die Lebensweise der Lords auf ihren Landsitzen kennen gelernt zu haben, führten sie deren Grundsatz, den Gästen ihre Freiheit zu lassen, in der Praxis aus.

Sie lebten, wie sie immer gelebt hatten, sie aßen, was sie sonst gegessen hatten, und wenn Ephraim dazu kam, hatte er niemals die Empfindung, er genire. Man gab ihm einen Teller oder eine Tasse, und damit war die Sache gut.

Ephraim war sehr oft drüben. Vom Mittag an war er ein gern gesehener Gast. Des morgens arbeitete er, und dann war auch Flörchen beschäftigt und ließ sich nicht gern sprechen. Sie besorgte das Haus, reinigte die Kleider ihres Vaters und Bruders und kochte das Mittagessen. Dann aber machte sie Toilette und war sehr niedlich anzusehen. Zuweilen ging Ephraim schon zu Mittag hinüber. Es gab eine geschmälzte Kartoffelsuppe, oder es gab Spätzle, eine Schüssel, welche dadurch entstand, daß Flörchen einen Mehlteig durch den Sitz eines Rohrstuhls in Fett tröpfeln ließ, oder es gab Eierkuchen mit Salat, Sonntags regelmäßig Fleisch, Obst aus Gmelins Garten alle Tage. Ephraim schmeckten alle diese primitiven Gerichte, von Flörchens Hand bereitet, ausgezeichnet.

Um drei Uhr ward Kaffee getrunken. Niemals vorher hatte Ephraim einen so unschuldigen Kaffee gesehen. Niemand hätte behaupten dürfen, er sei durch diesen Trank zu einer unbedachten Handlung hingerissen worden.

Um sieben Uhr ward Abendbrod gegessen, und es war an Einfachheit durchaus dem Diner entsprechend.

Wenn Torquato Tasso anstatt am Hofe zu Ferrara bei der Familie Schaible in Pension gewesen wäre, dachte Ephraim, so würde er wohl nicht geistesverwirrt geworden sein, und kein Antonio hätte von ihm sagen dürfen, daß Gewürze, süße Sachen, starkes Getränk, hastig von ihm verschlungen, sein Blut verdorben und seinen Sinn getrübt hätten.

Vater Schaible sowohl als Adolf verschwanden bald nach dem Abendessen und begaben sich in ihre Kneipe. Dann begannen die schönsten Stunden für Ephraim und Flörchen. Oft saßen sie im Abenddunkel am Fenster hinter dem

Goldlack, oft auch machten sie in Begleitung der Basen oder der alten Damen Schaible und Gmelin Spaziergänge am Neckar hin und auf das alte romantische Schloß. Am glücklichsten aber fühlte sich Ephraim, wenn er zum Klavier seines Freundes die Lieder der Geliebten erklingen hörte. Er hatte in ihr eine Stimme entdeckt und war selig darüber. O du beneidenswertes Geschöpf, sagte er zu ihr einmal bewundernd, wie mußt du im Himmel beliebt sein! Gewiß, wenn die Götter ein Wesen, dem sie wohlwollen, mit der besten, schönsten Gnade bedenken wollen, so verleihen sie ihm eine schöne Stimme, denn es ist wohl die Musik die Sprache der Himmlischen selber, und leichten Fluges nähert sich der Mensch im Gesange ihrem hohen Throne!

Irgend welche Besorgnis hinsichtlich des Umgangs der beiden jungen Leute schien der Gemüthsart der Familie Gmelin und Schaible gänzlich fern zu liegen. Weder Vater noch Mutter noch Bruder noch Tante noch Vettern noch Basen schienen sich jemals darum zu bekümmern, was Ephraim und Flörchen thaten.

Tiefe Reflexionen zogen durch Ephraims Sinn bei Beobachtung solcher Sorglosigkeit, Ruhe und Sicherheit und corrigirten gar manche seiner früheren Lebensanschauungen. Es konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß Schaibles sich einer beständigen Heiterkeit des Gemüths erfreuten, daß sie sich über gar nichts Sorge machten und daß sie, ohne zu wissen, was sie thaten, sich ganz naiv der großen Güter der Erde erfreuten, nach denen so viele Leute mit dem Aufgebote klügster Berechnung vergeblich zappeln. Und wenn er bedachte, daß wir Menschen doch mit aller unsrer Sorge nichts an den Fügungen des Geschickes zu ändern vermögen, so glaubte er bei Schaibles die höchste Weisheit zu erblicken.

Zuweilen hatte er versucht, mit ihnen solche Gegenstände zu besprechen, wie sie ihn selbst am meisten interessirten. Schaibles hörten seine Ideen über den Zweck der Schöpfung oder über den Gegensatz von Idealismus und Materialismus höflich mit an, aber sie gingen auf solche Gespräche nicht näher ein. Sie waren der Meinung, der Mensch solle etwas lernen, damit er sich sein Brot verdienen könne, aber darüber hinaus zu denken hielten sie im Stillen für den ersten Grad von Übergeschnaptheit.

Ephraim sprach zuweilen von solchen Gegenständen, die der meisten Menschen Ziel und Wunsch und Interesse bilden, von großen Reichtümern und deren Entfaltung in den riesigen Metropolen, von literarischem Ruhm, von politischen Größen, die er in Berlin gekannt habe, von Ereignissen am kaiserlichen Hofe. Schaibles hörten es höflich an, aber Ephraim bemerkte, daß es keinen Eindruck auf sie machte. Sie lasen weder Bücher noch Zeitungen, kannten von den hervorragenden Produkten der neuesten Literatur nur die „Gartenlaube,“ große Reichtümer und kaiserliche Hofhaltungen standen ihnen nicht näher als der Sirius und der Jupiter. Sie lobten sich ein ruhiges kleines Gespräch über Dinge, die sie beurtheilen konnten, etwa über den Hut, den Tante Gmelin sich aufgeputzt

hatte, über den Wein, den man auf der letzten Landpartie getrunken, oder über die Verlobung von Fräulein Schenkel mit Herrn Patzenhofer.

Ephraim kam zu der Einsicht, daß doch viele Dinge in Berlin für notwendig gehalten würden, die nicht unbedingt zum Glück erforderlich seien, und wenn er sah, welcher Gesundheit sich Schaible erfreuten, wenn er hörte, daß, abgesehen von einem Schnupfen, den Vater Schaible einmal vor zwölf Jahren gehabt hatte, nachdem er zur Zeit des jungen Moses, in Gedanken verloren, eine Nacht im Freien geschlafen hatte, man sich keines Krankheitsfalles in der Familie entsinne, da gingen ihm allerhand Lichter auf.

Er führte eine Art von Tagebuch, daß heißt, ein Buch, in welchem er in kurzen Sätzen diejenigen seiner Gedanken fixirte, die er für charakteristische Schlüsse hielt. Dahinein schrieb er zu dieser Zeit: Der gesunde Mensch wird keine Leidenschaften haben, weil seine Ansprüche auf Lebensgenuß durch die Annehmlichkeiten der guten Verdauungs- und Zeugungskraft befriedigt werden. Macht, Ehre und Geld sind nur ein Nothbehelf für kranke Menschen. In ähnlichem Sinne schrieb auch Goethe:

Alexander und Cäsar und Karl und Friedrich die Großen
Gäßen die Hälfte mir gern ihres erworbenen Ruhms,
Könn' ich auf eine Nacht mein Lager Jedem vergönnen.

Solche Wahrnehmungen und Beobachtungen bereiteten Ephraim viele Freude, verschafften ihm manche Aufklärung, schufen ihm aber zugleich eine geheime Sorge. Er fühlte sich so wohl im Schooße der Familie Schaible, als sei er in einem Gesundheitsbade, an einem klimatischen Kurort, aber er wußte doch, daß seine Verhältnisse ihm nicht gestatteten, immer dort zu bleiben.

Es ist für den europäischen Großstädter ein hoher Genuß, in Aegypten reine Luft zu athmen, ein Licht zu sehen, das selbst Lehmhütten verklärt, und in Begleitung schwarzer Kobolde in die Wüste zu reiten; aber er weiß, daß er nicht immer in der leuchtenden Unermeßlichkeit verweilen darf und daß auf seine nervösen Augen und Ohren doch einmal wieder geschnürte Menschen, Kohlenruß und die Friktion von Eisen und Pflasterstein losstürmen werden. Nur in den Stunden des Vergessens kann er sich zwischen den Pyramiden und dem Nil zu Hause fühlen.

So konnte sich auch Ephraim nur in den Stunden des Vergessens ganz von dem Bewußtsein losmachen, daß es Beschäftigungen giebt, die von den Menschen mit dem Namen Wissenschaft beehrt werden, daß er selbst dazu bestimmt war, nicht in der mütterlichen Erde, sondern in dem Felde der Wissenschaft zu pflügen, und daß seine ganze Jugend zu sehr von den Gedanken an Ehre und Ruhm durchsäuert war, als daß eine ewige Anlehnung an die Schaible und Gmelin ihm gestattet werden würde. So wenig er imstande gewesen wäre, eine Sennhütte und den Alpenwind mit nach Berlin zu nehmen, so wenig konnte er Flörschen mit dorthin bringen.

Was hätte seine Mutter Clara zu einer Schwiegertochter gesagt, deren Haar so goldig, deren Busen so rund, deren Fuß so behend und deren Bildung so lückenhaft war? Zu einer Schwiegertochter, die den Besen zu führen und den Kochtopf zu regieren verstand, die aber nichts von ägyptischen Königstöchtern wußte, die das „Landhaus am Rhein“ vielleicht langweilig gefunden haben würde, der Spielhagens „Problematische Naturen“ keine Rätsel aufgegeben hätten, und der selbst Gustav Freytags frische Gesellen vermutlich nicht frisch genug vorgekommen wären?

Entscheidend waren für sein Verhältnis zu Flörchen übrigens solche Erwägungen nicht, obwohl er Mutter Claras Meinungen respektirte und selbst ja Mutter Claras Sohn war. Schon auf der Schule hatte er sich als eine Ausnahme von seinen Mitschülern und manchen seiner Lehrer insofern gezeigt, als er sich beim Studium der alten Autoren nicht mit den Sprachregeln allein beschäftigte, sondern der Meinung war, es stecke ein vernünftiger Sinn in den Schriften, welche der klassischen Bildung Europas zu Grunde liegen. Später führte ihn diese absonderliche Anlage so weit, daß er auf die Ansichten eines Aristoteles, eines Locke, eines Kant mehr Gewicht hinsichtlich seiner Lebensführung legte, als auf das, was die Nachbarn und guten Freunde sagten.

So unterschied sich denn der arme Ephraim immer mehr von den meisten seiner Mitmenschen, welche freilich auch die Vorschriften der großen Lehrer der Menschheit kennen gelernt haben und sie zuweilen im Munde führen, aber doch, wenn es auf die Praxis ankommt, lieber das thun, was Vetter Michel für passend hält; und so konnte er schließlich sogar dahin kommen, daß er in der wichtigsten Phase seines Lebens, bei der Frage seiner Verlobung und Verheirathung, die Lehren Jesu ernsthaft nahm.

Dabei konnte er nun nicht über den griechischen Text des Neuen Testaments hinwegkommen, während ihn die eigne Beobachtung Flörchens und des ganzen Wesens der Familie Schaible ebenfalls immer mehr zu der Überzeugung führten, daß es allerdings besser sei, ohne Gattin zu den Lebendigen als mit ihr zu den Toten zu gehören, wie die Essäer meinten, wenn sie vom Heiraten abrieten.

Flörchen selbst schien ihm in dieser Anschauung entgegenzukommen. Niemals entdeckte er bei ihr die leiseste Spur eines Wunsches öffentlicher Verlobung, der Gedanke an Heiraten schien ihr niemals zu kommen. Sie mußte wohl zu gesund und natürlich sein, um auf die Idee zu verfallen, die Liebe sei ein Artikel, den ein Mädchen erst dann bewilligen dürfe, wenn man ihr das Kaufgeld auf den Tisch zählt. Sie war offenbar niemals auf den Gedanken verfallen, Küsse seien Köder, um eine Versorgung zu erangeln. Sie dachte offenbar über Küsse und Liebe nicht anders nach als in dem Gefühl, es sei eine reizende Sache zu lieben und zu küssen. Sie war offenbar so schlecht erzogen, daß sie die Regungen ihres Herzens offen kund thut, anstatt sie heimlich zu einem Neze zu verweben, worin sie einen Freier hätte fangen können — so dachte Ephraim.

Ihre Eltern und Verwandten aber kümmerten sich auch ferner um nichts. Sie lebten in harmloser Sicherheit dahin und meinten vielleicht in ihrer Beschränktheit, Liebende müßten selbst am besten wissen, was ihnen gut sei, und könnten nicht ohne Gefahr für ihr Lebensglück plötzlich arretirt und mit Handschellen aneinander gefesselt werden — so dachte Ephraim. Wolkenloser und milder als in dieser Zeit konnte der Himmel nicht auf Ephraim herabstrahlen. Er lebte in den Werken der großen Alten und am Munde Flörchens, die Weisheit Griechenlands und Indiens erhob sein Haupt in den Himmel, und weiche Arme hielten ihn auf der Erde fest.

Es war so angenehm, in dem freundlichen Zimmer, das den Blick auf den alten, figurenreichen Erker hatte, in uralten, verachteten Büchern zu lesen und darin das Original der Weisheit zu finden, mit deren blassem Nachdruck sich die Koryphäen der Lehrstühle blähen. Es war so angenehm, dabei zu denken, daß der Abend das verheiße, was alle diese Weisheit doch nicht geben konnte. Es war so angenehm, den Schritt der jungen Schauspielerin zu hören, die sich mit klugen wißbegierigen Augen näherte, um eine kleine Vorlesung über Molière oder Shakespeare zu erhaschen und eine Partie für den Abend zu verabreden, wenn sie nicht zu spielen hatte. Es war so angenehm, den Ton von Adolfs Klavier zu vernehmen, hinüberzugehen und dann dem Talent der Geliebten die noch übrigen Stunden vertrauensvoll zu überlassen.

Flörchen ließ ihr Genie in Liebesachen nie im Stich. Sie war geboren zur Liebe, und wie der Fisch im Wasser fröhlich und behaglich schwimmt und plätschert, so schwamm sie gleichsam in dem Element der kyprischen Göttin. Sie war jeden Tag neu, und nur in ihrer Zärtlichkeit blieb sie die alte, sie wußte jedem Zusammentreffen, jeder Verabredung eine gefällige und anziehende Wendung zu geben. Auch mit der Schauspielerin hatte sie sich ohne Neid und Eifersucht befreundet, und oft gab es eine fröhliche Partie, wenn die jungen Leute, Adolf und Emelin, die Basen, die Schauspielerin, sammt Ephraim und Flörchen hinauszogen auf das alte Schloß und in lachendem Kreise, voll Scherz und Lust unter den hohen Bäumen schwatzten und sangen, bis die Sterne über ihnen am tiefblauen Himmel erglänzten und im Thale drunten die Lichter verlöschten.

So verging ein Tag nach dem andern, ein Monat reißt sich an den andern, der Sommer neigte sich dem Herbst zu. Da begann Ephraim zu fühlen, daß irdisches Glück keine Dauer kennt.

Es war ihm, der so feinsinnig war, eines Tages eine Kleinigkeit aufgefallen, eine ganz unbedeutende Kleinigkeit, die zu bemerken er gar keine Lust hatte, die aber im Zusammenklang mit andern Kleinigkeiten für ihn doch eine Nuance im Ton seiner Glücksstimmung bedeutete.

Er hatte bemerkt, daß Flörchen sich eine Busenschleife feststeckte, während er sie küßte. Es war im Erkerfenster hinter den Blumen gewesen, während Mutter Schauble wichtige Dinge mit Tante Emelin gemeinsam verrichtete,

nämlich die Modegeschäfte der Stadt durchforschte, um Stoff zu neuen Prunkgewändern für den Winter auszusuchen. Er hielt Flörchen umschlungen, ihr goldnes Haar umwogte seine Stirn und er küßte sie, ganz in seliger Trunkenheit verloren, als er sehen mußte, daß sie eine blaue Schleife vom Tische nahm und während des Kusses sorgfältig befestigte.

Er war nicht ganz so heiter an diesem Abend wie gewöhnlich, obwohl er sich selbst Vorwürfe wegen seiner zu großen Empfindlichkeit machte. Kleopatra, so entsann er sich, sagte einmal zu ihrem Antonius, sie wolle den Grenzstein seiner Liebe setzen, und dieser erwiderte darauf, dann müsse sie eine neue Erde und einen neuen Himmel schaffen. Ein neuer Himmel und eine neue Erde schien für den Grenzstein der Liebe Flörchens nicht nötig zu sein, es war Platz genug schon hier.

Am andern Morgen ereignete sich eine kleine Episode mit der Pflögetochter seines Wirtes. Derselbe, ein respektabler und allgemein geachteter Bürgervorsteher und vorzüglicher Kirchenjänger, nur etwas dem Trunke ergeben, führte die Vormundschaft über das Mädchen und genoß daraus eine Rente von jährlich zweihundertundvierzig Thalern. Er und seine Frau hatten in der Einsicht, daß diese Einnahme verloren gehen würde, falls das Mädchen heiratete, dessen Verlobung mit einem jungen Kaufmann hintertrieben. Daraus war nun der traurige Ausgang entstanden, daß der Geliebte das Mädchen verführt hatte und nach Amerika gereist war.

Unter vielen Thränen gestand die Arme diese Geschichte dem guten Ephraim, als er sie wegen ihres verstörten Wesens befragte. Die Mädchen gestanden ihm leicht ihre Sorgen, sie hatten eine instinktive Erkenntnis seiner Unschuld und Ehrbarkeit.

Ephraim ging die Sache sehr nahe, und er beschloß, sich des Mädchens ihren Pflegeeltern gegenüber nach Möglichkeit itanzunehmen. Was seine Gedanken aber am meisten dabei beschäftigte, war die Wahrnehmung, daß das Mädchen dem Ungetreuen offenbar gar nicht zürnte, sondern daß ihre Liebe durch dessen Schlechtigkeit nur gesteigert zu sein schien.

Er sprach über den Fall mit seiner Freundin, der Schauspielerin, und diese machte dazu ein solches Gesicht und zeigte so von Schalkheit blitzende Augen, daß Ephraim ihre wahre Meinung verstand, ohne daß sie sie aussprach.

Er hatte viel zu grübeln und schrieb des Abends in sein Tagebuch: „Zwischen Mann und Weib besteht ein ewiger Kampf. Auf welcher Seite ist der Sieg? Es scheint, als würde nur der Gegner geachtet, dem nichts an seinem Siege liegt, denn wie der Mann dasjenige Weib am meisten liebt, welches ihn verächtet, so liebt das Weib wohl nur denjenigen mit vollem Herzen, der ihr Grund giebt zu verzweifeln.“

Wenn es aber auch in Ephraims Natur lag, die Situation nebst ihrer Begründung klar zu erkennen, so lag es nicht in seiner Natur, seinen Schlüssen

praktische Folge zu geben. Er sah ganz gut ein, daß Flörchens Neigung, wie Flörchen nun einmal beschaffen war, ihm schließlich ganz entschlüpfen könne, aber er war nicht imstande, ihre Neigung in der Weise zu fesseln, wie Meister Gottfried von Straßburg es beim Weltkinde voraussetzt. Es war ihm nicht gegeben, Flörchens Liebe so in Athem zu erhalten, wie es hätte geschehen müssen, um eines korinthischen Mädchens — wie er Flörchen im Herzen nannte — sicher zu sein.

(Fortsetzung folgt.)



Literatur.

Beiträge zu unsern modernen Atom- und Molekulartheorien auf kritischer Grundlage von Dr. Eugen Dreher, Dozenten in Halle, 1882.

Diese kleine, glatt und leicht geschriebene Schrift ist aus dem weitverbreiteten Bedürfnis entsprungen, die Resultate der modernen Naturwissenschaft unter einen einheitlichen Gesichtspunkt zusammenzufassen und zu ordnen, und der Ausdruck „auf kritischer Grundlage“ soll offenbar andeuten, daß der Verfasser bemüht gewesen sei, sich an Kant anzuschließen. Indessen schon in der Vorrede macht uns der Ausdruck bedenklich, daß er die durch die exakten Naturwissenschaften gewonnenen Resultate auf eine philosophische Grundlage zurückführen wolle, „die in gleicher Weise der Erfahrung wie den in uns liegenden Denkgesetzen Rechnung trägt“; als hätte Kant niemals gezeigt, daß die Denkgesetze unsre Erfahrung erst möglich machen und vollständig bestimmen. Ferner konnte der Verfasser „diejenige Doktrin unseres Wissens, die sich mit der Feststellung der Fundamentalwahrheiten alles Erkennens beschäftigt, nicht unberücksichtigt“ lassen: die Metaphysik im modernen Sinne.

Der Verfasser zitiert so häufig Kant, daß man sich des Gedankens nicht erwehren kann, daß er ihn selbst gelesen habe. Dennoch ist es ihm unbekannt geblieben, daß Kant alle Metaphysik auf die Erkenntnistheorie einschränkte, und alle Spekulationen über Atome und immaterielle Materien zu jener Metaphysik rechnete, die eben durchaus keine kritisch-wissenschaftliche Berechtigung hat. Dem Verfasser ist in Übereinstimmung mit der landläufigen Meinung das Ding an sich das einzig Wirkliche. Dies ist uns nur leider nicht recht zugänglich, unterhält aber dafür unsre Sinne angenehm mit Erscheinungen jeder Art, so daß wir uns eine Anschauungswelt vorstellen können, die freilich wenig Ähnlichkeit mit der „wirklichen“ Welt hat. Was die chemischen und physikalischen Atome eigentlich seien, ob Dinge an sich — dann wäre es auffallend, wenn wir so viel von ihren Eigenschaften wüßten, — oder Erscheinungen — dann wäre es aber sonderbar, daß wir sie nicht sehen können —, darüber scheint der Verfasser selbst nicht recht ins Klare gekommen zu sein.

Ehe man nicht gründlich Ernst macht mit der Kantschen Lehre, die Denkgesetze als die bestimmende Macht in jeder Erfahrung anzuerkennen, eher wird es eine vernünftige Naturphilosophie nicht geben.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Brunow in Leipzig.
Verlag von F. A. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.